

darstellte. Man möchte den edlen Hirscher aber auch in Verbindung bringen können mit der Freundschaft, die ihm mit dem einer einheitlichen Charakterisierung sich sperrenden Joseph Beck (1803–1883) verbunden hat.

Der zweite Beitrag (S. 69–93) ist die überarbeitete Fassung des Festvortrags, den Walter Fürst aus Anlaß der Namensgebungsfeier des Johann-Baptist-Hirscher-Hauses in Rottenburg am Neckar am 17. April 1983 gehalten hat; er ist unter das Thema gestellt: »Gottes Liebe im Leben erfahren« und durch den Untertitel ergänzt: »Zur Theologie Johann Baptist Hirschers«. Walter Fürst bekennt sich mit seinem Beitrag zu der religiösen Grundanschauung, von der das Denken Hirschers beherrscht ist und die er seinerseits zu seinem Lieblingsanliegen gemacht hat: es ist niedergelegt und entfaltet in 15 Thesen (S. 83–89), in denen er das, was Johann Baptist Hirscher als heilsgeschichtliche oder metaphysische Voraussetzung seines Wirkens ansah, auf die pastoraltheologisch abgezwckte Formel bringt: »Einführung in die lebendige Erfahrung Gottes«, in der sich »die praktische Tendenz der Theologie und die pastorale Aufgabe der Kirche« (S. 83) begegnen. Der Bezug zur Aufgabe des Instituts für Fort- und Weiterbildung der Kirchlichen Dienste ist in diesen Thesen optimal berücksichtigt: Pastoraler Dienst kann seiner Substanz nach nicht ohne den Blick auf jene Funktion des Hirten bestimmt werden, die – in der Sprache der Propheten ausgedrückt – sich darin erfüllt, daß die Schafe auf die Weide geführt werden, also dorthin, wo sie Nahrung finden (vgl. Ez 34,1–31). Dieser Gegenstand bedarf überhaupt keiner näheren Erläuterung; er ist auch J. B. Hirscher nicht fremd gewesen. Eine Frage aber ist es, ob dieser sich seiner primär unter pastoralen Rücksichten oder moraltheologischen Gesichtspunkten angenommen hat.

Es ist sogar eine Grundsatzfrage, ob man sich Hirschers Denken unter Anerkennung und Nachvollzug seines religiös-sittlichen Grundduktus nähert, oder ob man es mit transzendentalphilosophischen Mitteln für heute zu rechtfertigen sucht.

Hirscher hat sowohl seine Katechetik als auch seine Pastoraltheologie unter die Normativität seiner theologischen, d. h. moraltheologischen, Systematik gestellt. Man braucht ihn, um ihn für heute als guten Geist in Theologie und Kirche zu haben, nicht zum praktischen Theologen zu machen (siehe aber S. 69, 71 u. ö.).

Das Bändchen »Der edle Hirscher« ist mit Zeichnungen ausgestattet, die jüngst von Dieter Groß (Stuttgart) angefertigt worden sind und aus seinem Skizzenbuch »Auf den Spuren von Johann Baptist Hirscher« stammen. Sie erschöpfen sich nicht in der Illustration; sie tragen das Ihre dazu bei, beim Leser im Zusammenhang mit der Aufnahme des Geschriebenen jene innere Bewegung entstehen zu lassen, die Hirscher Anschauung nennt. Wer die Lektüre mit dem Titelblatt beginnt, bekommt zudem das Porträt vor Augen, das Crescentia Stadler im Jahre 1842 von Hirscher gemalt hat. Unter dem Eindruck dieses Porträts kann der Leser an diesem und jenem Wort, das sich der Feder Hirschers selber verdankt und von Werner Groß und Walter Fürst in ihre Beiträge aufgenommen wurde, hängenbleiben und die Erfahrung machen, daß der Ausdruck eines edlen Gesichtes das Gewicht von Worten mitbestimmt. Wahrheit weist sich auch durch das Edle aus!

*Josef Rief*

RUDOLF REINHARDT (Hg.): Franz Xaver Linsenmann. Sein Leben. Bd. 1: Lebenserinnerungen. Mit einer Einführung in die Theologie Linsenmanns von ALFONS AUER. Sigmaringen: Thorbecke 1987. IX u. 332 S. Ln. DM 48,-.

Obwohl Franz Xaver Linsenmann (1835–1898) – wie aus seinen Lebenserinnerungen hervorgeht (S. 13–14) – auch für sich selber keine eindeutige Entscheidung darüber getroffen hat, was mit seinen Aufzeichnungen aus den Jahren 1891–1896 (S. 12–13) zu geschehen habe, und obgleich die Wissenden (bzw. diejenigen, die sich dazu rechneten) ihre Veröffentlichung nicht zielstrebig betrieben haben oder betrieben wissen wollten (S. 14–15), kann nunmehr doch, und zwar unter den optimalen Bedingungen, die Rudolf Reinhardt in fast zwanzigjähriger Arbeit geschaffen hat, von »einem größeren Leserkreis« (S. 19) zur Kenntnis genommen werden, was der damals 55-jährige Linsenmann in einer Phase der bewußten Muße niederschreiben begann und schließlich zu einem 348 Blätter umfassenden Manuskript werden ließ. Wer sich auf »diese Blätter« (S. 19) einläßt, wird sie ungelesen schwerlich wieder aus der Hand legen. Und wer das zwischen Autobiographie und Erinnerung angesiedelte Unternehmen Linsenmanns als wirkliche Lebensäußerung akzeptiert und nicht nur als Tendenzschrift wertet, wird für die Mühe des Lesens reichlich entschädigt: Er wird bei der Lektüre zwar nur einer durchschnittlichen Welt begegnen, die mit dem ihr eigenen Gang der Dinge den von den Historikern längst aufs genaueste bestimmten Takt abgegeben hat auch für den Weg, auf

dem es Linsenmann zum Professor für Moraltheologie in Tübingen, zum Rektor der dortigen Universität und in Rottenburg am Neckar schließlich sogar zum Domkapitular und zum präkonisierten Bischof gebracht hat, aber am Ende wird er – einmal mehr – auch darüber belehrt sein, daß der Fortgang und die vielerlei geschichtlichen Wahrheiten dieser Welt noch keinerlei Auskünfte geben darüber, wie sehr der einzelne unter diesem Takt leiden kann. Auf diese Dimension der Welt, d.h. auf die Welt, mit den Maßen gemessen, in denen das sensible Individuum den allgemein gültigen Takt des Geschehens schicksalhaft erfahren und hinnehmen muß, richtet Linsenmann sein Augenmerk; er schreibt die Dinge nieder, wie sie sich in seiner Erinnerung bewahrt haben und greift folglich nicht auf früher gemachte Aufzeichnungen oder sonstiges schriftliches oder gedrucktes Quellenmaterial zurück (S. 11, 149, 259).

Wer den hier angezeigten ersten Band der von Rudolf Reinhardt auf zwei Bände berechneten Linsenmannbiographie (siehe die Verweise auf den noch ausstehenden zweiten Band etwa S. 11, 181, 198, 202, 293, 306, 307) zur Hand nimmt, wird nicht unmittelbar mit den Lebenserinnerungen des einstigen Tübinger Moraltheologen selbst konfrontiert, sondern in zwei Schritten zunächst mit dem Bild vertraut gemacht, in dem die bisherigen Forschungen seine Persönlichkeit und sein Werk zu erfassen versucht haben. Mit seinem Beitrag »Franz Xaver Linsenmann als Theologe« (S. 1–10) verhilft zunächst Alfons Auer dem Leser zu einem ersten Schritt in Richtung auf die Aufzeichnungen. Mit Recht! Er hatte diese Forschungen im Jahr 1947 mit seiner (nur maschinenschriftlich vorliegenden) Dissertation »Grundzüge des christlichen Ethos nach F. X. Linsenmann« (IV u. 346 S.) maßgeblich in Gang gesetzt und diese seine Untersuchung mit der programmatischen These eröffnet: »Das tragische Geschick, mit dem Franz Xaver Linsenmann sein Leben lang zu ringen hatte, ist auch nach dem Tode nicht von ihm gewichen« (ebd. S. 1). Er hatte mit der damaligen These vorrangig die Kritik im Auge, die dem Moraltheologen Linsenmann bereits zu Lebzeiten zugebracht worden war, aber ihre Zuspitzung erst nach seinem Tod erreichen sollte. Für den Leser der Lebenserinnerungen ist es eine Überraschung, daß diese programmatische These stehenbleiben muß; denn in seinem Beitrag zu den biographischen Notizen Linsenmanns trifft Auer die Feststellung: Nunmehr »wissen wir genauer, wer dieser eigentlich war. Der Hauch des Tragischen, der sein ganzes Leben durchweht hatte, ist auch nach seinem Tod nicht von ihm gewichen« (S. 1). Ist also die Frage, wer Linsenmann eigentlich war, schon längst hinreichend beantwortet? Bieten infolgedessen die Lebenserinnerungen keinen Anhaltspunkt dafür, sie erneut zu stellen?

Ein zweiter Zugang zum Verständnis dieser Erinnerungen wird von Rudolf Reinhardt mit der Vorstellung des Manuskripts und seiner Geschichte geschaffen (S. 11–17). Man wird diesen Zugang vor allem darin zu erblicken haben, daß er die Frage »nach den Tendenzen und Motiven, welche Linsenmann bei seinen »Erinnerungen« bestimmt haben« (S. 15), ausdrücklich stellt und mit ihrer in Ansätzen versuchten Beantwortung behutsam andeutet, daß es durchaus sinnvoll und weiterführend sein könnte, sich um die Person und Persönlichkeit Linsenmanns erneut zu kümmern. Rudolf Reinhardt entdeckt in den Lebenserinnerungen näherhin den Linsenmann, der, nachdem er alles erreicht hat (S. 216, 218, 240, 243, 256, 266 u. ö.), einiges »loswerden« will, deswegen die Gelegenheit zur »Interpretation des eigenen Lebens« wahrnimmt und gemäß dieser Intention z. B. auch »abrechnet«, »und zwar mit solchen Persönlichkeiten, die ihn nach seinem Empfinden ungerecht behandelt haben« (S. 15–16).

Wie sich das Charakter- oder Persönlichkeitsbild Linsenmanns für den Leser der Lebenserinnerungen am Ende darstellt, wird nicht zuletzt davon abhängig sein, worauf die Interessen sich richten und vor welchem Hintergrund diese in einen einheitlichen Zusammenhang gebracht werden. Soll zur Beurteilung des Ganzen Maß genommen werden an den vielen Hinweisen Linsenmanns auf den Schatten (im Sinn der komplexen Psychologie C. G. Jungs), von dem er sich zeitlebens begleitet und gehemmt sah, angefangen von den Tagen seiner Kindheit in Elternhaus und Schule (S. 21, 23, 36, 37, 38, 39, 41, 42, 45 u. ö.) bis hin zu den Stunden »der Muße und Erholung« (S. 19), in denen er, nachdem er sich höhere Ziele nicht mehr setzen konnte (S. 195), sein Herz durch das Hervorholen tiefsitzender Erinnerungen zu erleichtern suchte (S. 19)? Oder soll man sich im Blick auf ein abschließendes Gesamturteil über Linsenmann, für das die Zeit nahezu 100 Jahre nach seinem Tod durchaus gekommen sein dürfte, an die Tatsache halten, daß er die Dinge in seiner Erinnerung nicht allenthalben richtig festgehalten hat und folglich auch nicht zutreffend beurteilen konnte (S. 52, Anm. 3; S. 63, Anm. 46; S. 64, Anm. 49; S. 211, Anm. 16)? Man könnte sich zu dieser Überlegung vor allem auch deswegen genötigt sehen, weil es ihm bei der Niederschrift seiner Erinnerungen nicht so sehr auf rein Persönliches als vielmehr auf »Zustände« (S. 89, 137) ankam. Aber welches Interesse verfolgte Linsenmann mit der Darstellung von Zuständen?

Sein Interesse an Zuständen verweist zunächst an solche »Gegenstände« im Gang seines Lebens, die ihrem persönlich-sittlichen Gewicht nach bei ihm im Zentrum stehen, insofern sie auf Grund ihres

Aufbewahrtseins in der Erinnerung seine Stellungnahmen zu dem, was war, über das normale Maß des in seinen Urteilen sonst lebendigen Ichbewußtseins erkennbar hinausheben. Anders ausgedrückt: Linsenmann war, wie er selbst betont (S. 139, 157), ein leidenschaftlicher Mensch. Zu den Gegenständen, die seine Leidenschaft und seine Sensibilität herausforderten, gehören etwa seine Begegnungen mit Alois Bendel (1817–1889), der in Rottweil sein erster Katechet war (S. 41–42), in späteren Jahren als Konviktsdirektor im Wilhelmsstift in Tübingen an seinem Lebensweg stand (S. 93–94) und schließlich sogar ins Domkapitel aufrückte (S. 279, Anm. 16; 292). Desgleichen ist in diesem Zusammenhang beispielhaft zu nennen das von einer nicht ausgleichbaren Spannung zwischen ehrlicher Bewunderung und offener Ablehnung bestimmte Verhältnis Linsenmanns zu Johannes Evangelist Kuhn (1806–1887), aber auch seine Vorstellungen von der Moraltheologie, an denen er sein eigenes Tun gemessen hat (S. 193–201, 222–226, 241–245) und seine Erfahrungen mit der religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Formung der künftigen Geistlichen im Wilhelmsstift in Tübingen. Gegenstände dieser Art (oder objektive Zustände) haben in Linsenmann, in gemüthlicher Hinsicht, ganz bestimmte subjektive Zustände geschaffen, mit denen er auf seinem Lebensweg deswegen intensiv befaßt war, weil er in der Welt des Religiösen und Sittlichen sein wahres Zuhause suchte, aber in ihr diese Zustände nicht unterbringen durfte und wollte.

Linsenmanns Interesse an Zuständen verweist aber auch unmittelbar auf seine Moraltheologie, näherhin auf jenen Teil, in dem er seine Kritik an der damaligen Moraltheologie anthropologisch verankerte und die theologisch-systematischen Voraussetzungen schuf für die adäquate Gewichtung des Individuellen und Sozialen innerhalb des sittlichen Tuns. Man braucht in Linsenmanns »Lehrbuch der Moraltheologie« (Freiburg im Breisgau 1878) nur flüchtig nachzulesen, was darin über die sittlichen Zustände (§ 43), über die theistische Moral (§ 3.I), näherhin über die Doppelstellung des Menschen als Einzelwesen und Gattungswesen und schließlich über die Berechtigung der Selbstliebe (§ 17) und die Pflicht der Selbstbildung (§ 83) dargelegt wird, um zu erkennen, daß zwischen Linsenmanns Lehrbuch der Moraltheologie, d.h. seinem moraltheologischen Konzept und seinen Lebenserinnerungen Verbindungslinien bestehen, die sowohl »sein eigenartiges Lehrbuch der Moraltheologie« (K. Hilgenreiner) als auch das Besondere seiner Lebenserinnerungen besser verstehen lassen.

Die These, mit der Rudolf Reinhardt den Leser an die Lebenserinnerungen Linsenmanns heranzuführt und die besagt, daß dieser einiges loswerden wolle, deswegen die »Interpretation des eigenen Lebens« unternehme und in diesem Rahmen dann auch abrechne, weist dem Leser für sein Verstehen ohne Zweifel die Richtung. Als das eigentlich richtungweisende Element im Ganzen des Unternehmens der Aufzeichnungen muß aber doch wohl die »Interpretation des eigenen Lebens« angesehen werden, die Linsenmann primär für sich selber leisten wollte. Verstehbar wird diese Absicht vor dem Hintergrund seines Lebens und seines Wirkens: Eben jener Linsenmann, dem eine tiefe religiöse Sehnsucht gleichsam bereits mit in die Wiege gelegt war (S. 33, 136), die aber offensichtlich weder im Elternhaus noch auch in seiner verwandtschaftlichen Umgebung (S. 31), geschweige denn im ersten Religionsunterricht die erwartete Erfüllung fand (S. 41–42), der die Blumen liebte (S. 37), von Natur aus den geselligen Umgang mit Kindern suchte und beim Spiel mit ihnen möglichst auch »der Anordner« (S. 36) sein wollte, der in den Jahren des Lernens in Büchern und in kosmische Weiten sich verlieren konnte (S. 23) und der – aus seinen Aufzeichnungen muß dieses geschlossen werden – nicht schlecht oder böse sein konnte und sich wohl immer schwer tat, die Welt und ihre Art, zum Ziel zu kommen, für sich persönlich nachzuvollziehen, gab sich zu dem Zeitpunkt, da er auf das von ihm Erreichte zurückblickte als das, was ihm überhaupt nur als erreichbar erscheinen konnte, Rechenschaft über sein Leben – als einer, der trotz des Erreichten seiner selbst nicht sicher sein durfte (von den Grundgegebenheiten seines Wesens her), weil er mit seinem Wesen und seinem Lebenswerk bei anderen nicht das Echo auslöste, das er bei seiner Wesensart erwartete und brauchte. Man darf schließlich ja auch nicht außer acht lassen, daß Linsenmann den Gang seines Lebens religiös deutete und nicht zögerte, seine Berufung ins Domkapitel »als einen Ruf der göttlichen Vorsehung« (S. 293) zu interpretieren.

Franz Xaver Linsenmann wollte im Niederschreiben der Erinnerungen, wie sie Teil seiner selbst waren und sein Werk mitgeprägt hatten, den Zusammenhang gewinnen, im Blick auf den allein der Mensch, der religiöse Mensch nicht ausgenommen, für seine sittliche Existenz Sicherheit gewinnen kann. Genau das schrieb Linsenmann mit den Worten nieder, die sich am Beginn seiner Aufzeichnungen fanden: »Nicht meine eigene Person, sondern die kleine Welt, in welcher diese Person sich mehr oder weniger geltend zu machen bestrebt und genötigt war, soll geschildert werden; vielleicht, daß ich dann auch einigermaßen etwas von dem Trost erfahre, der in dem Worte liegt: tout comprendre c'est tout pardonner« (S. 20). Es wäre m. E. durchaus einer Untersuchung wert, der Frage nachzugehen, ob sich Linsenmann mit der Behauptung seiner Person und ihrer kleinen Welt gegen G. W. F. Hegel wendet und inwieweit das Freiheitsverständnis, das in

seinen Lebenserinnerungen die Argumentation bestimmt, mit dem Freiheitsverständnis identisch ist, das er in seinem Lehrbuch der Moraltheologie systematisch entfaltet hat.

Natürlich bringt jeder Versuch, Linsenmanns Aufzeichnungen zu deuten, es mit sich, daß nun erst recht nach den weiteren Materialien gefragt wird, über die Rudolf Reinhardt noch verfügt. Es ist sehr zu hoffen, daß er den angekündigten Band 2 schon in naher Zukunft der Öffentlichkeit übergeben und das Druckerzeugnis, dessen erster Teil bereits das Urteil erlaubt, daß es von bleibender Bedeutung sein wird, zur Vollendung führen kann. Man wird hinter dieses Druckerzeugnis – vor allem auch im Blick auf die Anmerkungen, die Rudolf Reinhardt den Erinnerungen Franz Xaver Linsenmanns beigegeben hat – nie mehr zurückgehen können. Die Geldgeber, von denen die Zuschüsse für die Drucklegung kamen, haben gut investiert.

*Josef Rief*

PETER WALTER: Johann Baptist Franzelin (1816–1886). Jesuit, Theologe, Kardinal. Ein Lebensbild. Bozen: Athesia 1987. 144 S. mit 21 Abb. Pappbd. DM 26,-.

Wenn ein Dorf oder eine kleine Stadt aus Anlaß eines runden Geburtstages einen »großen Sohn« bzw. eine »große Tochter« (wieder) entdeckt, dann soll er oder sie meist in einer biographischen Skizze gefeiert werden. Häufig gewinnt man dafür einen örtlichen Hobby-Historiker, der zwar eine Menge oft sekundärer Details zum Leben des Helden sammelt, dem aber häufig der geschichtliche Überblick fehlt, dessen Wirken in größere Zusammenhänge einzuordnen und zu würdigen. Heraus kommt dann oft eine Art moderner Hagiographie.

Diesen Fehler hat der Aldeimer Museumsverein bei der Darstellung von Leben und Werk seines »großen Sohnes«, des bedeutenden Jesuitentheologen und Kardinals Johann Baptist Franzelin (1816–1886), nicht begangen. Dieser wurde am 15. April 1816 in dem Südtiroler Ort geboren. Mit Peter Walter konnte ein ausgewiesener Kenner Franzelins für die hier anzuzeigende biographische Skizze des Jesuitenkardinals gewonnen werden. Bereits in seiner Dissertation (Die Frage der Glaubensbegründung aus innerer Erfahrung auf dem I. Vatikanum [Tübinger Theologische Studien 16], Mainz 1980) hatte sich Walter ausführlich mit der Theologie Franzelins beschäftigt und dabei auch die zeitgeschichtlichen und kirchenpolitischen Hintergründe nicht vergessen.

Obwohl sich der Verfasser bewußt ist, daß manche Züge der Franzelinbiographie »durch entsprechende Archivstudien noch hätte(n) erweitert werden können« (Vorwort S. 8), faßt Walter das bislang nur Spezialisten bekannte Material für breitere Kreise gekonnt zusammen. Ihm gelingt eine anschauliche Skizze des Lebensgangs Franzelins von der Jugend in Südtirol und dem Ausbildungsgang in der Gesellschaft Jesu über seine Lehrtätigkeit am Römischen Kolleg bis hin zu seiner Mitarbeit bei römischen Behörden (wie Hl. Offizium und Kongregation für die Außerordentlichen Kirchlichen Angelegenheiten), seiner Rolle auf dem Vatikanum I und seiner Wirksamkeit seit seiner Erhebung zum Kardinal. Das theologische Werk kommt genauso in den Blick wie Franzelins kirchenpolitische Tätigkeit. Hier konnte der Kardinal im Kulturkampf die erhoffte Vermittlerrolle nicht spielen, da ihm politisches Geschick und Taktieren fremd waren.

Es entsteht das Bild eines aufrechten Südtirolers, der Wert legte auf theologische Strenge, auf Anstrengung des Begriffs, dem aber jedes Intrigenspiel und alle politische Ranküne zuwider war.

Franzelin war einer der wenigen Kurialen im Rom Pius IX., die sich stets ihren unabhängigen, sachorientierten Standpunkt bewahrten. Ein Gewährsmann des Trierer Bischof Hommer charakterisierte ihn kurz nach seinem Tod treffend so: »Franzelin hatte ... den Muth, seine Überzeugung mit Festigkeit und Ausdauer zu vertreten, und da man wußte, daß er sich dabei nur von Gewissenspflicht leiten ließ, so fiel sein Wort immer schwer ins Gewicht« (S. 77).

Walter gelingt ein auch für weitere Kreise lesbares kleines Lebensbild Franzelins, dem Briefe an Verwandte, ein Stammbaum und eine Bibliographie beigegeben sind. Ein Bildteil und ein Personenregister runden das Bändchen ab. Es macht auf eine große, kritische Franzelinbiographie, die immer noch fehlt, neugierig. Die in römischen Archiven liegenden Quellen sollten gehoben und ausgewertet werden. Vielleicht wieder durch Peter Walter?! Andere lokale Geschichts- und Altertumsvereine kann man nur auf das Aldeimer Beispiel verweisen mit dem Bemerkten: Zur Nachahmung empfohlen!

*Hubert Wolf*